GENDER OPEN REPOSITORIUM

„The Power of Food to Bring People Together and Create Common Ground“. Affektive Dissonanz und transnationale Solidarität in einem Ernährungsnetzwerk

Franke, Esther M.; Wember, Carla

2019

https://doi.org/10.25595/3640

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Franke, Esther M.; Wember, Carla: *„The Power of Food to Bring People Together and Create Common Ground“. Affektive Dissonanz und transnationale Solidarität in einem Ernährungsnetzwerk*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 28 (2019) Nr: 2, 94–107. DOI: https://doi.org/10.25595/3640.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v28i2.08

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Waller, Marguerite, 2005: „One Voice Kills Both Our Voices¨: „First World¨ Feminism and Transcultural Feminist Engagement. In: Waller, Marguerite/Marcos, Sylvia (Hg.): Dialogue and Difference: Feminisms Challenge Globalization. New York, 113-142.

Waller, Marguerite/**Marcos**, Sylvia, 2005: Introduction. In: Waller, Marguerite/Marcos, Sylvia (Hg.): Dialogue and Difference: Feminisms Challenge Globalization. New York, xix-xxxi.

„The Power of Food to Bring People Together and Create Common Ground“ Affektive Dissonanz und transnationale Solidarität in einem Ernährungsnetzwerk

ESTHER M. FRANKE. CARLA WEMBER

Einleitung

Um verschränkte und teils widersprüchliche Machtverhältnisse zu transformieren, braucht es Praxen der politischen Solidarität. Doch wie entstehen kollektives Handeln und Solidaritäten jenseits von Identitätspolitik? Dies ist Ausgangsfrage und Erkenntnisinteresse unseres Artikels. Aufbauend auf dem Material aus einer empirischen Studie zum Ernährungsnetzwerk in Toronto (Kanada) argumentieren wir, dass Problematisierungen geteilter lebensweltlicher Anliegen wie hier Ernährung, „affektive Dissonanzen“ (Hemmings 2012, 147) hervorrufen. Das Ernährungsnetzwerk und Toronto als Metropole erweisen sich jeweils als transnationale Räume, in die post/koloniale Machtverhältnisse und Geschlechterverhältnisse sowohl in Strukturen als auch in Subjekte eingeschrieben sind. Unser Interesse ist es, nachzuvollziehen, wie sich in diesen Räumen Affekte zugleich als Marker von historisch gewachsenen Machtstrukturen und als Potenziale zur Transformation zeigen. Das Augenmerk liegt dabei *erstens* darauf, wie das Thema Ernährung solidarisches Handeln jenseits von Identitäten ermöglicht und *zweitens*, welche Rolle Deutungsangebote an der Schnittstelle von affektiver Dissonanz und Solidarität spielen.

Toronto als Alternative Food Network

Ansätze zur Ernährungstransformation werden in den Agro-Food Studies[1] als Alternative Food Networks (AFNs) beschrieben. Arbeiten wie die von David Goodman, Erna Melanie DuPuis und Michael K. Goodman (2011) untersuchen diese Alternativen zum hegemonialen Landwirtschafts- und Ernährungssystem als „relational organizational expression of recursive material and symbolic interactions between

 https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v28i2.08

producers and consumers“ (ebd., 8). Als sozio-technische Projekte zielen sie auf die Transformation von Ordnungen des Sozio-Ökologischen, die gegenwärtig von konventioneller agro-industrieller Ernährungsversorgung strukturiert sind (ebd., 50f.). Untersucht wird das Zusammenwirken von der (Um-)Verteilung von Land und anderen Ressourcen, Zugang zu Ernährungsversorgung und Lebensmittelproduktion mit Narrativen, Bedeutungszuschreibungen und Identitäten.
Mit dieser analytischen Perspektive wird hier das Ernährungsnetzwerk in Toronto betrachtet. Toronto ist das Zentrum der südlichen kanadischen Provinz Ontario und ein Ort transnationaler Diaspora: Die Hälfte der 5,5 Millionen Einwohner*innen wurde außerhalb Kanadas geboren. Hier ist seit einigen Jahren ein wachsendes Ernährungsnetzwerk entstanden (Friedmann 2007, 174), das zum einen aus lokalen Ernährungsunternehmen, Landwirtschaftsbetrieben und Bereitsteller*innen von Gemüsekisten besteht. Zum anderen gibt es eine zivilgesellschaftliche Strategie, das Ernährungs- und Agrarsystem alternativ zu organisieren. Die zivilgesellschaftlichen Organisationen arbeiten durch verschiedene Bildungsangebote, Schulgärten oder eigene Gemüsekisten-Programme. Darüber hinaus wird Land im öffentlichen oder gemeinschaftlichen Besitz zur Verfügung gestellt, um dort kollektiv Obst, Gemüse oder Getreide anzubauen und/oder niedrigschwelligen Zugang zu den dort angebauten Lebensmitteln zu ermöglichen. Die Akteur*innen der unterschiedlichen Ansätze und Strategien sind mehrheitlich im Toronto Food Policy Council (TFPC) vernetzt.

Methodisches Vorgehen

Mit dem Ziel, Praktiken des Ernährungsnetzwerks (AFN) in Toronto zu untersuchen, wurde im Sommer 2016 eine qualitative Fallstudie durchgeführt.[2] Forschungsleitende Fragen waren die (Re-)Produktion bzw. (De-)Stabilisierung von Geschlechterverhältnissen sowie die mögliche Politisierung vergeschlechtlichter Ungleichheiten im Netzwerk. Dazu wurden elf semi-strukturierte, qualitative Interviews mit zentralen Beteiligten im AFN geführt. Die Interviewpartner*innen waren zu ungefähr gleichen Teilen und teilweise überschneidend an den drei genannten Organisationsstrategien unternehmerisch, zivilgesellschaftlich, gemeinschaftlicher Anbau beteiligt. Sechs Interviewpartner*innen sind weiß, einer von ihnen identifizierte sich als männlich, fünf Interviewpartnerinnen* sprachen von sich als People of Color und identifizierten sich als weiblich oder queer. Weitere sozio-ökonomische Daten wurden nicht erhoben. Teilweise sprachen Interviewpartner*innen von sich selber als low income oder middle-class. Dies ist im Text gekennzeichnet, wenn ein direkter Bezug zur Aussage besteht. Die Interviews wurden von einer weißen Europäerin geführt. Die Ergebnisse wurden mit Dokumentenanalysen und teilnehmender Beobachtung in Sitzungen des TFPC sowie auf einer Urban Farm trianguliert. Zur Datenauswertung wurden Konzepte der Grounded Theory und Vorgehensweisen der qualitativen Inhaltsanalyse zusammengebracht.

Machtvolle Verstrickungen von Ernährung(spolitik)

Ernährungsverhältnisse sind von multiplen, sich überschneidenden Machtverhältnissen durchzogen und (re)produzieren diese. Rassismus, ökonomische Marginalisierung und Sexismus materialisieren sich kontextspezifisch, beispielsweise in Haushalten, agrarischen Narrativen oder dem von (Post-)Kolonialität geprägten Verhältnis von Konsum und Produktion (Slocum/Saldanha 2013).
Josée Johnston und Kate Cairns (2015) zeigen in „Food and Femininity", wie Ernährung in Toronto zur (Re)Produktion von Gefühlsökonomien ebenso beiträgt wie diese stört. Über Ernährungsarbeit als Sorgearbeit werden zum einen hegemoniale Weiblichkeiten reproduziert. Diese stehen in enger Relation zu Männlichkeit und werden in institutionellen Arrangements wie der heterosexuellen Kleinfamilie konstruiert. Ernährungsarbeit ist als Sorgearbeit zum anderen mit Gefühlen wie Aufopferung, Druck und Eingrenzung, aber auch Lust, Kreativität, Aufregung, Ermächtigung und Stolz verbunden. Dies lässt sich mit dem Begriff der ethischen Ernährungsarbeit, „ethical food labour" (ebd., 118), als erweiterte Form der Sorgearbeit für das entfernte Andere fassen. Die Intensität dieser Gefühle trägt neben anderen Aspekten dazu bei, dass in (heterosexuellen) Paarbeziehungen eine Aufteilung von Ernährungsarbeit nicht gelingt: Es fühlt sich für viele Frauen* merkwürdig, konfrontativ oder nicht lohnenswert an, die Verantwortung zu teilen.
Über diese analytische Brücke schaffen Johnston und Cairns (ebd.) eine Verbindung zwischen alltäglichen Erfahrungen erlebter Handlungsmacht und systematischen Fragen von Unterdrückung und Ungleichheit. So ist Ernährungsarbeit materielle Praxis, wichtiger Bestandteil von sozialer Reproduktionsarbeit und gleichzeitig ein symbolisch aufgeladener Prozess, der Kreativität, Versorgung, politische Anliegen und Sorge für andere umfasst. Dabei haben aber nicht alle Frauen* gleichen Zugang zu materieller und symbolischer Anerkennung erfolgreicher Ernährungsarbeit: Die Verbindung zwischen Ernährung und Weiblichkeit reflektiert und perpetuiert nicht nur Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, sondern darüber hinaus klassistische und rassistische Machtstrukturen, die unterschiedlichen Frauen* ungleiche Vereinbarkeit mit hegemonialen weiblichen Idealen ermöglichen (ebd.).
Damit muss auch das in AFNs häufig vorherrschende Narrativ (Guthman 2008) problematisiert werden, dass mit einem Wissen um die Herkunft von Nahrungsmitteln automatisch der Wunsch nach lokalen, biologischen Lebensmitteln und die Bereitschaft, dafür den entsprechenden Preis zu zahlen, einhergeht. Julie Guthman (ebd.) beschreibt dieses Narrativ als universalisierenden Impuls, der weiße und häufig privilegierte Praktiken in AFNs als Norm setzt. Auch Johnston und Cairns (2015) weisen darauf hin, dass ethischer Konsum häufig ein Distinktionsmerkmal darstellt. Hierdurch werden Grenzen entlang von Klasse und Race reproduziert. Menschen, die von diesen Ausschlüssen betroffen sind, fühlen dann häufig Schuld und Frustration. Dadurch würde das Konzept von „eat for change" zu einer oft hegemonialen Performance, die durch Klassenprivilegien ermöglicht wird und sich affektiv zeigt (ebd., 122).

Ernährungsverhältnisse sind demnach eine vielschichtige Austragungsfläche von Differenzen, die in hohem Maße in Körper eingeschrieben sind. Das hat Auswirkungen auf die Frage danach, wie sie verändert werden können. Wenn soziale Ungleichheiten die Ernährungsorganisation strukturieren, wie werden sie dann in Bemühungen um einen Wandel von Ernährungsverhältnissen verhandelt? Wenn die sozialen Ungleichheiten transnational verortet und zutiefst verkörpert sind, was bedeutet dies für die Bildung solidarischer Praxen jenseits von Identitätspolitik? Um sich diesen Fragen zu nähern, werden im Folgenden Ansätze der Verhandlung von Solidaritäten in transnationaler feministischer Theorie aufgezeigt. Daran anschließend umreißen wir, welche Konzepte von Solidarität in unsere Betrachtung des Ernährungsnetzwerks in Toronto einfließen. Dabei ist die Frage der *Entstehung* solidarischer Praxen für uns zentral und wir knüpfen im Folgenden an konzeptionelle Ansatzpunkte feministischer Affekttheorien an.

Transnationale Solidaritäten und affektive Dissonanzen in feministischen Theorien

Auseinandersetzungen zu Fragen nach den (Un-)Möglichkeiten von Solidarität zwischen Frauen*, Feminist*innen oder in feministischen Bewegungen über Differenzen hinweg und jenseits von Identitäten stehen im Zentrum transnationaler feministischer Theorie. Die in weiten Teilen der Zweiten Frauen*bewegungen in Europa und Nordamerika vorausgesetzte Solidarität unter Frauen*, die alle auf ähnliche Weise unter dem vermeintlich universellen Patriarchat leiden würden, stieß auf harsche Kritik von Schwarzen und postkolonialen Feministinnen* sowie Feministinnen* aus dem Globalen Süden. Sie verwiesen auf die aus ihrer Sicht ignorante Haltung weißer Feministinnen* der Mittelklasse gegenüber intersektionalen Differenzen zwischen Frauen*, gegenüber ihrer eigenen Eingebundenheit in Machtverhältnisse und ihrer Rolle in unterschiedlichen Unterdrückungsverhältnissen (Mohanty 1984; vgl. auch Fink/Ruppert 2009).

Daher sind auch Fragen nach den Orten des Handelns für transnationale Solidarität in komplexen Machtverhältnissen zentral. Inderpal Grewal und Caren Kaplan schlagen dafür ein politisches Verständnis von Transnationalität vor, das Asymmetrien von Globalisierungsprozessen adressieren soll. Dabei problematisieren sie ein binäres Verständnis von global/lokal oder Zentrum/Peripherie und argumentieren stattdessen für eine Konzeptualisierung von transnational als „lines cutting across" (Grewal/Kaplan 1997, 13). Transnationale Machtverhältnisse können in dieser Perspektive durch historisch und analytisch informiertes Agieren in eigenen Kontexten adressiert werden, die in globale Machtverhältnisse eingebunden sind. Demzufolge ist beispielsweise das Stören von Institutionen in lokalen Kontexten, die an der (Re-)Produktion von globalen Ungleichheiten beteiligt sind, transnational solidarisches Handeln (Carty/Das Gupta 2016).

Neben den Überlegungen, *wo* transnational solidarisches Handeln stattfinden kann, stellen sich ebenso Fragen danach, *wie* und *unter welchen Bedingungen* es möglich

ist. Johanna Leinius (2018) arbeitet trotz aller Unterschiede zwischen den Ansätzen verschiedener postkolonialer, Schwarzer und transnationaler Theoretiker*innen, u.a. Chandra Mohanty, bell hooks, Gloria Anzaldúa, Chela Sandoval, Bezugspunkte für politische Solidarität heraus. Diese Positionen haben gemeinsam, dass nicht exklusive Identitäten als Basis für Solidarität gesehen werden, sondern eine geteilte Verpflichtung für ein gemeinsames politisches Anliegen. Drei Aspekte seien Bedingung für Solidarität und gleichsam Ausdruck solidarischer Haltung: *Erstens* das Verständnis, dass alles Wissen befangen und partiell ist – politische Solidarität verlange demnach einen kollektiven Lernprozess, der auf der Anerkennung multipler Identifikationen und Erfahrungen jenseits binärer Identitätskategorien basiert. *Zweitens* werde Solidarität durch einen „unmapped common ground", also einen gemeinsam zu beschreibenden Weg, bedingt. Nötig dafür sei Offenheit, das eigene Verständnis der Welt zu dezentralisieren und Bestehendes zu hinterfragen. *Drittens* seien Kreativität und Vorstellungskraft zentral, da nach Gayatri Chakravorty Spivak das Wissen, das über andere möglich ist, begrenzt sei. Dies bedinge den ethischen Schritt, die Lücke zur Intelligibilität der anderen durch Imagination zu überbrücken. Leinius beschreibt das Leitprinzip von Solidarität als koalitionäres Bewusstsein im Spannungsfeld, Differenz weder zu leugnen noch als frei von Machtverhältnissen zu feiern. Zentral ist das Entwickeln von Praxen, die über Differenzen hinweg funktionieren und weder Assimilation noch Intelligibilität, jedoch eine permanente Offenheit, auch zur Selbstreflexivität und -transformation verlangen (Leinius 2018, 47ff.). Der Versuch des Brückenbauens birgt unkalkulierbare Risiken, offenbart Verletzlichkeiten und ist teils schmerzhafte politische Arbeit (Anzaldúa/Keating 2009; Johnson Reagon 1983). Dies weist auf die Bedeutung von verkörperten und gefühlten Aushandlungen von Differenz hin.

Hier kann ein performatives Verständnis von Affekt und Emotion „als soziale und kulturelle Praktiken, die das Verhältnis zwischen Selbst und Anderer_ (…) konstituieren" (Baier et al. 2014, 17) das Nachdenken über (Un-)Möglichkeiten transnationaler feministischer Solidarität bereichern. Emotionen sind in dieser Lesart nicht im Individuum oder im Sozialen verortet, sondern beinhalten mit „Empfänglichkeit und Offenheit für die Welt anderer" (Ahmed 2014, 189) eine Verwobenheit des Persönlichen mit dem Sozialen.

Mit dem Interesse an der Bedeutung von Affekt und Emotion für Transformation rückt das paradoxe Verhältnis von Politik und Emotion in den Mittelpunkt. Dieses untersucht Brigitte Bargetz als „Grammatik der Gefühle" und unterscheidet „Gefühle als Instrument und Motor des Politischen" („Politik *der* Gefühle") und „einen emotionalen politischen Handlungs- und Erkenntnismodus" („Politik *fühlen*") (2014, 119). Es ist die Perspektive *Politik fühlen,* die für unser Anliegen interessant ist, denn es geht darum aufzuzeigen, wie sich gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse „in verkörperte Alltagspraxen übersetzen" (ebd., 129).

Während in vielen Auseinandersetzungen um politische Solidarität Bewegung schon vorausgesetzt wird, wendet sich Clare Hemmings (2012) der Frage zu, welche Rolle

Emotionen und dabei vor allem affektive Störungen und Desidentifikationen bei der *Entstehung* von Solidarität spielen. Diese Frage ist für unsere Untersuchung des Ernährungsnetzwerkes zentral.
Hemmings begreift affektive Dissonanz als Unstimmigkeit von Epistemologie, also Vorstellungen und Ansprüchen an das eigene Leben, und Ontologie, also den tatsächlichen Bedingungen und Begrenzungen des Lebens. Affektive Dissonanz werde über Erfahrungen produziert und als affektive Seite von „feministischer Reflexivität" (Probyn 1993, 1) konzeptionalisiert: „In order to know differently, we have to feel differently" (Hemmings 2012, 150). Doch wie ist es möglich, von individueller Erfahrung affektiver Dissonanz zu kollektiver feministischer Kapazität zu gelangen? Diese Bewegung, so argumentiert Hemmings, geschieht durch einen Prozess des Ringens mit affektiven Dissonanzen, der es ermöglicht, dass diese zu einem Gefühl der Ungerechtigkeit würden, aus dem ein Wunsch nach Transformation entstehen kann (ebd.). Affektive Dissonanz ist Hemmings folgend notwendige Voraussetzung für feministische Politik und ermöglicht Solidarität (ebd., 158).
Es zeigt sich, dass es zwar voraussetzungsvoll ist, Praxen transnationaler feministischer Solidarität zu entwickeln, diese dennoch an vielen – zum Teil unerwarteten – Orten gefunden werden können. Wie können nun solidarische Praxen über Differenzen hinweg und jenseits von Identität entstehen? Mit dem Befund, dass Affekt und Emotion für die Aushandlung von Differenz in der Entstehung von Solidarität und der Herausbildung sozialer Bewegungen zentral sind, rückt Ernährung als gleichzeitig in transnationale Machtstrukturen eingebundenes und auf spezifische Weise verkörpertes, alltägliches Feld ins Interesse. Vor dem Hintergrund der Frage, wie affektive Dissonanzen und die Entstehung von Solidarität zusammenhängen, blicken wir auf Praxen der Bewegungsbildung im AFN in Toronto.

Das Ernährungsnetzwerk als Raum affektiver Dissonanzen und Solidaritäten

„You can't just have a conversation about bananas and apples"[3]

An der Schnittstelle von affektiver Dissonanz und Solidarität möchten wir anhand des AFN weiterdenken. Wann können affektive Dissonanzen handlungsaktivierend wirken? Welche Voraussetzungen ermöglichen, dass sich aus affektiver Dissonanz solidarische Praxen entwickeln? Welche Rolle spielt darin Ernährung als lebensweltliches Anliegen?
Ernährung wird von allen Interviewpartner*innen als ein verbindendes Thema beschrieben. So unterschiedlich sie sind, so unterschiedlich sind auch ihre Motivationen, Ernährung alternativ denken und praktizieren zu wollen. Dabei wird stets betont, wie wichtig die Intersektion von unterschiedlichen Themen ist, die über Ernährung diskutiert werden können. Ernährung schaffe es „to bring people together and create common ground" (Lucie; Z, G). Eine andere Interviewpartnerin* be-

schreibt, wie sich unterschiedliche Bewegungen zu Antirassismus, ökonomischer Gerechtigkeit oder Feminismen, die in ihrem Kopf zuvor getrennt schienen, über Ernährung verbinden ließen.
Mehrere Interviewpartner*innen benutzen den Begriff „tangible", also greifbar, erfahrbar, konkret, um zu beschreiben, was Ernährung in ihren Augen so fruchtbar dafür macht, Menschen zusammenzubringen. Anbau, kulinarische Praktiken oder Lebensmittel sind be*greif*bar und fühlbar. Doch es wird auch immer wieder betont, dass die Arbeit im Lokalen nur effektiv ist, wenn sie in Beziehung gesetzt wird zu anderen Lokalitäten und Netzwerken – sie müsse verbunden werden mit Handelsbeziehungen, Arbeits- und Anbaubedingungen an anderen Orten. So würden auch Realitäten an anderen Orten über Ernährungsorganisation begreifbar. Auch Toronto selbst wird als transnationaler Ort gedeutet, an dem es durch Diversität vielfältiges Wissen um Ernährung gebe.
Die Politisierung von Ernährung wird so einerseits verbunden mit der eigenen Lebenswelt und gleichzeitig als Teil transnationaler Realität gedeutet. Hier zeigt sich, dass das alltägliche Anliegen Ernährung über die individuelle Praxis hinausgedacht und so eine Basis geschaffen wird, über Ernährung als *unmapped common ground* Bewegung(en) zu gestalten.

„They don't know your white food"[4]

Doch wie materialisieren sich transnationale Machtverhältnisse in Ernährungsweisen? Erstens zeigt sich Ernährung als Verengung von Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnissen im Ernährungssystem, für das im AFN in Toronto versucht wird, Alternativen zu entwickeln. So wird in den Interviews betont, wie stark Rassismus den herkömmlichen Anbau von Lebensmitteln prägt – ohne dass dies in agrarischen Narrativen sichtbar wird: „People of Color are the ones in the fields doing the dirty work (…) to get food to your table. What is missing: They don't have any control in that system" (Maura; Z, G). Interviewpartner*innen thematisieren Landrechte und -zugang, ökonomische Marginalisierung sowie gesundheitliche Folgen von unzureichender Zugänglichkeit nahrhafter Lebensmittel. Eine weiße Interviewpartnerin* macht deutlich: „You can't look at food production without looking at colonialism" (Chris; Z, G). Sie führt weiter aus, dass ihre Familie einen Hof in den USA besitzt, mit dem sie eng verbunden sind und Sorge dafür tragen: „But that's stolen land" (Chris; Z, G). Hier ist es koloniale Geschichte, die sich in die eigene Geschichte einschreibt und widersprüchliche affektive Ordnungen produziert: Wird von Sorge um das Land und somit auch einem Gefühl der Verbundenheit gesprochen, ist es gleichzeitig Schmerz, Wut und Trauer, die sich in der Auseinandersetzung um die eigene Positionierung dieser Interviewpartnerin* im Ernährungssystem zeigt. Nikita Dhawan und Maria do Mar Castro Varela (2016) argumentieren, dass eine transnationale Perspektive, die (post-)koloniale Verstrickungen im Blick hat, zwingend notwendig ist, um Politiken zu gestalten, die über eine bloße Benennung von Differenz

bei gleichzeitiger Behauptung ihrer Bedeutungslosigkeit hinausgehen. Dies sei – so ihre Kritik – die Perspektive vieler Diversity-Ansätze.
Doch zweitens wird auch das Ernährungsnetzwerk selbst als von Machtverhältnissen durchzogener Raum beschrieben. Mehrfach wird betont, dass Ernährungsnetzwerke in Nordamerika und Toronto „privilegierte Räume" seien. Es seien vor allem weiße Frauen* aus der Mittelschicht, die die Arbeit in Ernährungsnetzwerken prägten. So lässt sich auch hier beobachten, was von Johnston und Cairns (2015) in Bezug auf „eat-for-change" thematisiert wird. Über Ernährungspraktiken werden Exklusivität und Distinktion produziert. So würden beispielsweise Lebensmittel aus biologischem Anbau glorifiziert, während sie nur für wenige zugänglich seien. Eine andere Interviewpartnerin*, die eine ökologisch wirtschaftende Community Farm leitet und betont, aus einer Schwarzen und ökonomisch marginalisierten Perspektive zu sprechen, erinnert sich: „How do you operate an organic farm? What is organic even? Because I remember coming in: No, no, no, organic is like the aisle at the grocery store I run away from because everything there is expensive" (Maura; Z, G). Hier zeigt sich, dass ein Bio-Label über festgelegte Anbaurichtlinien hinausweist und Imaginationen und Narrative mit sich bringt, die hegemoniale und exklusive Lebensweisen repräsentieren. Auch über spezifische Lebensmittel würden diese Grenzen reproduziert. Eine Interviewpartnerin* berichtet, wie spezifische Pflanzen im Ernährungsnetzwerk angebaut würden: „french breakfast radishes, sungold tomatoes, rainbow beets. (…) And we do it, too, because that's what makes you money" (Chris; Z, G). So sind diese symbolischen Grenzen auch mit ökonomischen Grenzen verbunden. Sie erzählt weiter, dass Schüler*innen bei Führungen die Pflanzen nicht kennen: „Often people think that that's a sign of them not knowing food but no, they don't know your white food. They don't know your specific version of (…) local food" (Chris; Z, G).
Daran schließt sich Frustration über ökonomische Zwänge im Ernährungsnetzwerk an: „I struggle with (…) growing (for) an elite bunch of people" (Heather; U). Eine andere Interviewpartnerin*, die sich selbst als ökonomisch marginalisiert beschreibt, fragt sich: „How can we look at the local food movement in Toronto and really figure out how we can get food to the people who need it the most?" (Susan; Z). Es werden Zweifel an der Sinnhaftigkeit der urbanen Lebensmittelproduktion formuliert, wenn diese sich ökonomisch nicht rechnet.

„I have some conflicted feelings"[5]

Im Ernährungsnetzwerk in Toronto entsteht durch diese machtvollen Verstrickungen ein Resonanzraum, der die Teilnehmenden bewegt. Was Hemmings affektive Dissonanz nennt, zeigt sich in den Interviews in Bezug auf unterschiedliche Erfahrungen. So wird beschrieben, wie das Ernährungsnetzwerk die darin Aktiven mit ihrer eigenen Einbindung in Rassismus und fortbestehende koloniale Muster konfrontiert: „I am so grateful for my time in Toronto because (…) people are talking about it and thinking about it and being here made me realize how ignorant I was" (Julie; U).

Gerade eine Community Farm in einem ökonomisch marginalisierten Außenbezirk Torontos wird hier als treibende Kraft beschrieben:

> (They are) really calling out racialization in the food movement, in the food system. But that's all good stuff, right? Like we have to work through that. For somebody like me, it is all true what they say. I am exactly who they are talking about, the white middle-class woman who has a privileged position in the food movement. I have to be able to absorb that and have those conversations (…). It is all happening, all those conversations. That's really great (Caren; Z).

Die Leiterin* der Farm betont die eigene Rolle in diesem Prozess und führt aus: „Initially it was very dominant, white, (…) upper middle class (…). But I think over the years it has evolved. Now people are talking about dismantling racism in the food movement" (Maura; Z, G). Sie spricht davon, wie wichtig es sei, ehrliche Konversationen zu führen, um, wie eine andere Interviewpartnerin* es formuliert, Vergangenheiten in unsere alltäglichen Leben zu bringen, die post-koloniale Beziehungen ermöglichen.

Als konzeptionelle Grundlage wird in Selbstbeschreibungen und Stellungnahmen von zivilgesellschaftlichen Ernährungsorganisationen auf das Konzept von Food Justice[6] Bezug genommen. Für eine dieser Organisationen, FoodShare, bedeutet dies „acknowledging that colonialism, capitalism, white supremacy, and patriarchy are some of the organizing principles embedded in our current food system, and work together to shape who gets a seat at the table, and who experiences the most food insecurity" (Food Share 2019).

Das Konzept wird auch in einem Bericht des Black Creek Food Justice Network genutzt, um das Vorhandensein von Food Deserts[7], Kriminalisierung von People of Color in Supermärkten, beispielsweise durch regelmäßige Kontrolle von Taschen, und ein Policing des Nahrungszugangs beispielsweise durch das Vergittern von Supermarktregalen zu problematisieren (Black Creek Food Justice Network 2016).

Es sind diese alltäglichen Marginalisierungsstrukturen, die Begrenzungen im ontologischen Erleben hervorrufen und mit einem epistemischen Darüberhinaus-Denken anhand des Konzepts Food Justice zusammenwirken. So berichtet eine Interviewpartnerin*, geschockt und entsetzt von rassistischen Bedingungen in Food Banks[8] gewesen zu sein, was sie dazu bewegte, über Ernährung politisch aktiv zu werden. Eine andere erzählt von Schlüsselmomenten auf weiß dominierten Ernährungskonferenzen, bei denen Versuche der Inklusion rassistische Beschränkungen offenbarten: „All people of color were speaking about racial issues in food production. They weren't asking them about production issues. They weren't asking them about starting a business (…). And it is just: No, we can't do that" (Lucie; Z, G). Dieser Eindruck, kann mit Hemmings (2012, 150) erklärt werden als „something is amiss in how one is recognized".

Hier zeigt sich, wie die durch Ernährung und im Ernährungsnetzwerk produzierten Gefühle einerseits handlungsaktivierend und andererseits passivierend wirken, ein

Mechanismus, den auch Bargetz (2014) beschreibt. Während Frustration und Zweifel über Sinnhaftigkeit lokaler Ernährungsproduktion zu Unsicherheit und Lähmung führen, schaffen Wut und Fassungslosigkeit bezüglich der Eingebundenheit und Reproduktion rassistischer Strukturen solidarische Praxen. Das drückt sich beispielsweise in den Einstellungspolitiken der Ernährungsorganisationen aus: „There has definitely been progress made in requiring people who work in the movement, like setting a standard that they need to have anti-racism training and they need to have an anti-oppression lens" (Chris; Z, G). Es zeigt sich darüber hinaus, dass die Anerkennung von Differenz und Diversität als expliziter Wunsch wahrgenommen und als Wert angesehen wird, die jedoch nur in Verbindung mit einer aktiven Auseinandersetzung um Machtverhältnisse und Umverteilung realisiert werden kann: „I'd like to see more of the communities that tend to be left out of agriculture to get more presence, more recognition, more space, more resources, all of the things that they have been cut out of over the generations" (Lucie; Z, G). Über anschlussfähige Deutungsmuster entstehen Möglichkeiten für einen „process of moving from affective dissonance to a struggle for alternative values, and even perhaps to a mutual recognition and affective solidarity", wie ihn Hemmings (2012, 157) entwickelt.
Leinius spricht davon, dass für politische Solidarität die eigene Perspektive dezentralisiert werden müsse. Dies zeigt sich vielfach in den Interviews. So sagt eine Interviewpartnerin* in Bezug auf Klassenverhältnisse: „I have over the years realized the limitations to my own experience" (Ranjani; Z). Eine andere Interviewpartnerin* beschreibt: „And honestly it just took me sitting and shutting up and listen to her and her experience (…) and realizing: I can't understand that. I will never understand that. I just don't have the experience and knowledge and so Toronto taught me how to listen to people" (Julie; U).
Es wird betont, dass Antworten nur in einem gemeinsamen Lernprozess gefunden werden können. Ein Interviewpartner* sagt:

> The food movement in Toronto sees it more as a process with no general outcome. (…) There are so many ways that inequality (…) is connected within the food system, you can't push one single ball and hope everything will get fixed if you go towards this thing. You have to be finding so many steps (Joe; U).

Dies wird als häufig schmerzhaft beschrieben und geht mit der Notwendigkeit einher, sich zu öffnen und verletzbar zu machen: „It's messy and hard and it's not good enough but there is a real change recently. It is not about that personal relationship at all. (…) I think it is very hard for people to really acknowledge, understand and separate from that" (Caren; Z). Gerade die Anerkennung von negativen Gefühlen und Verwundbarkeit, die durch strukturelle Begrenzungen entstehen und auf persönlicher Ebene nicht (vollständig) aufgelöst werden können, sind dann Grundlage der Möglichkeit solidarischen Handelns (Anzaldúa/Keating 2009).
Durch den Bezug auf Ernährung wird es also möglich, gemeinsame und doch unterschiedliche Verstrickungen in machtvolle Verhältnisse zu begreifen. So ist nicht

Identität die Grundlage solidarischer Verbindung und gemeinsamer Kämpfe, sondern vielmehr der *unmapped common ground* des Wunsches nach einem gerechten und nachhaltigen Ernährungssystem. Differenzen verlaufen damit nicht zwischen den Identifikationen einzelner Subjekte, sondern vielmehr zwischen den unterschiedlichen Verortungen, Beziehungen zu und Perspektiven auf Ernährung.

„And, why do I think it's women? I wish I could say"[9]

Wie zuvor ausgeführt, werden das Fortwirken kolonialer Verhältnisse und rassistischer Strukturen im Ernährungssystem offen thematisiert und politisiert. Dagegen löst die Verstrickung von Geschlechterverhältnissen und Ernährung bei allen Interviewpartner*innen Unsicherheiten aus. Die Mehrzahl von ihnen bezeichnet sich selbst als feministisch oder zumindest interessiert an feministischer Politik. Es wird von allen bestätigt, dass der Frauen*anteil im Ernährungsnetzwerk überproportional hoch ist. Doch es zeigt sich, aus Angst vergeschlechtlichte Vorstellungen zu reproduzieren, ein starkes Widerstreben, dies zu erklären: „I think it is very easy to make simple generalizations through a really crappy lens. I hear a lot of people say (*verstellt die Stimme*): Because women are nurturers. And I am like: No. But those are the types of things, I don't really want to perpetuate" (Julie; U). So zeigt sich ein starker Widerstand gegen hegemoniale Vorstellungen von Weiblichkeiten. Die Beziehung zwischen Frauen*, Natur und Sorge wird mit Frustration und Ärger zurückgewiesen:

> Oh, women are into food and into farming because it is like a nurturing thing, it is part of home. And I am like: Ehhmm...That's not like I farm. I farm because it makes me feel strong, it makes me feel empowered, like it fulfills a lot of my environmental needs and my drive to do something that serves the environment (Heather; U).

Vielmehr wird also beschrieben, dass der Anbau von Lebensmitteln neue körperliche Erfahrungen produziere, die als emanzipativ und subversiv in Bezug auf Vorstellungen von Weiblichkeit erlebt würden. Eine Interviewpartnerin* sagt: „For me farming is a feminist act" (Chris; Z, G) und andere Interviewpartner*innen berichten von Freude, Leidenschaft und Lust, die sie über die Arbeit mit Ökosystemen erlebten.

Die Verbindung von Geschlechterverhältnissen und Ernährung produziert unterschiedliche Gefühle zwischen Frust und Unsicherheit über Zuschreibungen auf der einen Seite sowie Ermächtigung und Lust über die (körperliche) Arbeit auf der anderen Seite. Doch während affektive Dissonanzen aufgrund rassistischer Strukturen im Ernährungsnetzwerk den Wunsch nach solidarischen Praktiken hervorrufen, zeigt sich dies in Bezug auf Geschlechterverhältnisse weniger: „I don't see that there is this real push towards shifting that. I think it's kind of this accepted thing" (Melinda; Z). Hier zeigt sich, dass das Ringen mit der Differenz zwischen „whom one feels oneself to be and the conditions of possibility for a liveable life" (Hemmings 2012, 149) aufgrund fehlender Deutungsangebote nicht in entsprechende Praxen

übersetzt wird. Dabei sind Prozesse von affektiver Dissonanz, Deutungsangebote und solidarischen Praxen nicht linear und in sich abgeschlossen, bedingen sich jedoch gegenseitig. Denn während im Ernährungsnetzwerk Wissen um Fertigkeiten, Organisierungsformen und konzeptionelles sowie institutionell-politisches Wissen in Bezug auf die Verstrickung von Race und Ernährung gemeinsam entwickelt und weitergegeben werden, bleibt dies in Bezug auf Geschlechterverhältnisse aus.
So sind es anschlussfähige Deutungsangebote, die den Schritt von affektiver Dissonanz zu solidarischem Handeln herbeiführen – wie in diesem Fall rassistisch produzierte (ökonomische) Marginalisierung. Andere affektive Dissonanzen – in diesem Fall die Verbindung, Naturalisierung und Abwertung von Weiblichkeit mit Sorge – werden zwar diffus gefühlt, können jedoch nicht eingeordnet werden, weil die bestehenden Deutungsangebote abgelehnt werden. Interviewpartner*innen legen dar, dass die Rolle von Geschlecht im AFN ihnen zu schaffen macht: Dies drückt sich in Unbehagen, Wut und Ohnmacht aus. Doch der Schritt vom individuellen Ringen zur intersubjektiven Aushandlung und damit zur kollektiven Kapazität bleibt aus. Dass dies im Ernährungsnetzwerk nicht so bleiben muss, zeigt ein letztes Zitat: „I would be interested to know more about that intersection between feminism and the environment. Because, I consider myself very much a feminist. What does it mean in an urban ag(riculture) context?“ (Lucie; Z, G)

Fazit und Ausblick

Anhand des Ernährungsnetzwerkes in Toronto haben wir gezeigt, dass Ernährung sich in besonderer Weise als Thema für eine Solidarisierung über Differenzen hinweg anbietet. *Erstens* so argumentieren wir, bringt Ernährung einen *unmapped common ground* hervor, der unterschiedliche Menschen aus differenten Lebenskontexten zusammenbringt und sich als Initialisierungsmoment für etwas Geteiltes erweist. *Zweitens* fungiert das AFN als Ort der Verengung für Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse. So materialisieren sich hier transnationale sozio-ökonomische, kulturelle und sozio-ökologische Machtverhältnisse durch Ernährung im Alltäglichen. Darüber entstehen *drittens* affektive Dissonanzen, die solidarische Praxen ermöglichen. Ernährung wird als Feld beschrieben, um Aushandlungs- und Lernprozesse über (selbst verinnerlichte) Machtverhältnisse auszutragen. Dabei fällt auf, dass *viertens* akzeptierte Deutungsangebote affektive Dissonanzen explizierbar machen, während andere zwar diffus gefühlt, jedoch nicht eingeordnet werden. Damit, so unser Argument, wird die Existenz von anschlussfähigen Deutungsangeboten zu einer zentralen Schnittstelle von affektiver Dissonanz und Solidarität jenseits von Identitätspolitiken, denn Deutungsangebote tragen entscheidend dazu bei, affektive Dissonanzen handlungsleitend statt passivierend wirken zu lassen und folglich solidarische Praxen zu ermöglichen.
Hier sehen wir weitere Forschungsperspektiven und bewegungspolitische Implikationen. Die Politisierung alltäglicher Praxen bietet Gelegenheiten, nach transnational

feministischen solidarischen Praxen zu suchen, wo sie nicht unbedingt zu erwarten wären. Für feministische Anliegen zeigen sich Potenziale, Feminismen in Alltägliches einzuschreiben und affektive Dissonanzen über spezifische Deutungsangebote in solidarische Praxen zu übersetzen.

Anmerkungen

1 Agro-Food-Studies sind ein nordamerikanischer akademischer Diskussionszusammenhang, der zunehmend in Europa aufgegriffen wird. Der Ansatz entwickelt sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Zusammenhänge zwischen Produktion und Konsum von Lebensmitteln, die sonst wissenschaftlich häufig getrennt voneinander diskutiert werden.

2 Die Studie wurde von Carla Wember im Rahmen ihrer Masterarbeit „Potentials for Feminist Food Politics in Local Food Networks – The Case of Toronto" durchgeführt. Die Arbeit wurde im Februar 2017 am Albrecht-Thaer-Institut für Agrar- und Gartenbauwissenschaften der Humboldt-Universität Berlin eingereicht.

3 Mila; Z. Die Namen der Interviewten sind anonymisiert. Z (zivilgesellschaftlich), U (unternehmerisch) und G (gemeinschaftlicher Anbau) kennzeichnen die organisatorischen Zugehörigkeiten der Interviewten zu den drei Strategien im Ernährungsnetzwerk.

4 Chris; Z, G

5 Heather; U

6 Das Konzept Food Justice entstand durch Bewegungen, v.a. in den USA, und reagiert auf Ernährungsunsicherheit und ökonomischen Druck durch soziale Ungleichheit, insbesondere durch Rassismus. Es umfasst unterschiedliche Strategien und Utopien, um das Ernährungssystem gerechter zu machen.

7 Damit sind Gegenden gemeint, in denen keine ausreichende Versorgung mit nahrhaften und erschwinglichen Lebensmitteln gewährleistet ist, auch als Nahrungswüsten übersetzt.

8 Food Banks sind nicht profitorientierte Organisationen, die in Nordamerika entstanden sind und Lebensmittel an Menschen ausgeben, die Schwierigkeiten haben, sich selbst zu versorgen. Vergleichbar sind sie mit den deutschen Tafeln.

9 Mila; Z

Literatur

Ahmed, Sara, 2014: Kollektive Gefühle oder die Eindrücke die andere hinterlassen. In: Baier, Angelika/Binswanger, Christa/Häberlein, Jana/Nay, Yv Eveline/Zimmermann, Andrea (Hg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien, 183-214.

Anzaldúa, Gloria/**Keating**, AnaLouise, 2009: The Gloria Anzaldúa Reader. Durham.

Baier, Angelika/**Binswanger**, Christa/**Häberlein**, Jana/**Nay**, Yv Eveline/**Zimmermann**, Andrea, 2014: Affekt und Geschlecht. Eine Einleitung in Affekt-Theorien aus einer feministischen, queeren und post/kolonialen Perspektive. In: dies. (Hg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien, 11-56.

Bargetz, Brigitte, 2014: Jenseits emotionaler Eindeutigkeiten. Überlegungen zu einer politischen Grammatik der Gefühle. In: Baier, Angelika/Binswanger, Christa/Häberlein, Jana/Nay, Yv Eveline/Zimmermann, Andrea (Hg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien, 117-136.

Black Creek Food Justice Network, 2016: Fighting for Food Justice in the Black Creek Community. Report, Analyses and Steps Forward. Toronto.

Carty, Linda/**Das Gupta**, Monisha, 2016: Solidarity Work in Transnational Feminism. The Question of Class and Location. In: Sudbury, Julia/Okazawa-Rey, Margo (Hg.): Activist Scholarship. Antiracism, Feminism, and Social Change. Boulder, 95-110.

Dhawan, Nikita/**Castro Varela**, Maria do Mar, 2016: „What Difference Does Difference make?" Diversity, Intersectionality and Transnational Feminist Politics. Wagadu: A Journal of Transnational Women's and Gender Studies. Special Issue, 16, 9-43.

Fink, Elisabeth/**Ruppert**, Uta, 2009: Postkoloniale Differenzen über transnationale Feminismen. Eine Debatte zu den transnationalen Perspektiven von Chandra T. Mohanty und Gayatri C. Spivak. Femina Politica. 18 (2), 64-74.

Food Share, 2019: Food Justice. Internet: https://foodshare.net/about/food-justice/ (15.7.2019).

Friedmann, Harriet, 2007: Scaling up. Bringing Public Institutions and Food Service Corporations into the Project for a Local, Sustainable Food System in Ontario. In: Agriculture and Human Values. 24 (3), 389-398.

Goodman, David/**DuPuis**, Erna Melanie/**Goodman**, Michael K., 2011: Alternative Food Networks. Knowledge, Practice and Politics. New York.

Grewal, Inderpal/**Kaplan**, Caren (Hg.), 1997: Scattered Hegemonies. Postmodernity and Transnational Feminist Practices. Minneapolis.

Guthman, Julie, 2008: „If only they knew". Color Blindness and Universalism in California Alternative Food Institutions. In: Professional Geographer. 60 (3), 387-397.

Hemmings, Clare, 2012: Affective Solidarity: Feminist Reflexivity and Political Transformation. In: Feminist Theory. 13 (2), 147-161.

Johnson Reagon, Bernice, 1983: Coalition Politics. Turning the Century. In: Smith, Barbara (Hg.): Home Girls. A Black Feminist Anthology. New York, 356-368.

Johnston, Josée/**Cairns**, Kate, 2015: Food and Femininity. New York.

Leinius, Johanna, 2018: The Cosmopolitics of Solidarity. A Postcolonial Feminist Discourse Analysis of Inter-Movement Encounters. Dissertation Goethe-Universität Frankfurt 2017.

Mohanty, Chandra Talpade, 1984: Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: boundary 2. 12 (3), 333-358.

Probyn, Elspeth, 1993: Sexing the Self. Gendered Positions in Cultural Studies. London, New York.

Slocum, Rachel B./**Saldanha**, Arun, 2013: Geographies of Race and Food. Fields, Bodies, Markets. London.

Etwas stimmte nicht. Narrative Allianzen und retrospektive Zeug*innenschaft

LAURA MOISI

Als Christine Blasey Ford im September 2018 vor dem US-Justizausschuss ihre Erinnerungen an eine versuchte Vergewaltigung durch den Supreme Court-Kandidaten Brett Kavanaugh schildert, verfolgen Millionen von Menschen ihre Zeug*innenaussage. Sie wird live auf Handys gestreamt und auf Bildschirmen in öffentlichen Räumen gezeigt. Manche, die zuschauen, scheinen sich selbst an Ereignisse zu erinnern, die lange zurückliegen. Denn während der Anhörung vermeldet die nationale US-Hotline für Opfer sexualisierter Gewalt einen Anstieg der Anrufe